

# SIMPLICISSIMUS



Absalom Hugenberg

„Halt — halt — ich wollte dich doch herrlichen Zeiten entgegenführen!“

## Einigung der Besonnenen

„Besonnenheit“ als Lösungswort  
— das kann man loslassen.  
Man kommt damit nicht übel fort  
zuhaus und in den Gassen.

Wer sich besinnt, eh' er beginnt,  
bringt oft das Rad ins Rollen . . .  
Fragt sich, was das für Leute sind,  
die sich besinnen wollen.

Der Herr von Kardorff meint's wohl gut.  
Die aber zu ihm hatten,  
seh' ich mit hohem Glaubensmut  
schon jetzt die Hände falten:

„Besonnenheit, Besonnenheit,  
verlaß mich nicht bei Tische  
und hilf mir, daß ich jederzeit  
das größte Stück erwische!“

Rastatöskr

## Der Herr Vorstand

Von Michail Kosyrew

Man hat's nicht leicht, hutzutage. Überhaupt unsonderer. Erst schindest du dich im Dienste bis aufs Blut, dann hat es mit der Auszahlung gute Weile. Und nichts als Steuern und Abgaben: für die Kinder, die Luftschiffahrt, die Kooperativen, für wichtige Tagesfragen . . . Da soll doch der Teufel dreinfahren.

Früher, zum Beispiel, war ich Kanzleileiter bei einem Inspektor. Da wußt' ich genau, was ich zu tun hatte. Gab es Familienzweits, bat man den Chef, die Patenschaft zu übernehmen und lud ihn zur Kindertaufe ein. Einfache Sache! Man aß Schnaps, Weinbrände, Kaviar! Die Frau backt Kuchen. Der Ehrenpagt erscheint, spricht dem Weinbrand zu. Den Schnaps verschmährt er: „Der ist mir zu stark. So was trink' ich nicht.“

Auch den Kaviar verschmährt er nicht. läßt aber sogar dir was vor. „Nun, Jwan Nikodimitsch, Sie nehmen ja gar keinen Kaviar!“

Da tust du ihm die Liebe und läßt selbst. Ach, waren das Zeiten! Damals kam ein Abgebußener gar nicht in Frage. Noch dazu, wenn man mit seinem Vorgesetzten auf solchem Fuße stand.

Aber, wie die Dinge jetzt stehen oder vielmehr liegen, kann man mir nichts dir nichts auf der Straße liegen. Jeden Monat wird abgebaut. Sparmaßnahmen! Dabei weiß man nicht, wie man so 'n hohes Tier für sich einnehmen soll . . .

Meine Freunde rieten mir: „Probiere's nach der alten Methode. Familienzweits hast du auch nach wie vor in jedem Jahre. Lad' ihn zur Kindtaufe ein. Da wird er dich doch nicht entlassen!“

Das ließ ich mir durch den Kopf gehen und entschied: „Warum auch nicht. Den Kopf kann's nicht kosten. Ich lud' ihn geziemend ein. Er war wider Erwarten sehr erfreut: „Aber mit größtem Vergnügen, gerne . . .“

Nachher kamen wir gar ein wenig ins Gespräch: „Was für fades Provinznest, man weiß nicht, was man mit dem Abenden beginnt . . . Theater gibt es keines . . .“

„Es ist wahr“, sagte der Chef, „man kann nirgends hingehen. Welche Unkultur!“ Sein Gesicht wurde wieder ernst und ehrfurchtgebietend. Dann fuhr er fort: „Schrecklich, wie die Leute heute. Nichts als Schnaps saufen, Karten spielen und klatschen. Gar keine Kultur!“

So sprach er, mir aber wurde bänglich zumute. Wie wird das werden? Ohne Schnaps und ohne Karten? Nicht ausdenken! Lieb aber nichts durchblicken. „Freilich“, sagte ich, „gar keine Kultur

haben die Leute hier. In den Hauptstädten ist sie natürlich anders. Da lesen sich die Genossen Kommissäre und Führer vermutlich am Abend ihre Referate und ihre neuen Thesen vor . . . Sie haben ein Leben . . .“

„Nicht einmal die sollen ein Leben haben!“  
Dann ging ich nach Hause und sagte zu meiner Frau: „Also mit der Taufe ist alles in Ordnung. Hab' schon die Gäste eingeladen . . . Das Essen ist Nebensache. Aber worauf es ankommt: Jeder muß eine Rede halten. Ich werd' mir was aus alten Leitartikeln zusammenstellen. Die Kollegen machen es ebenso. Bloß meinten sie: „Schnaps kaufe alle Fülle und daß Karten da sind! Er wird doch nicht bis zum Morgen dasitzen. Ist er einmal fort, dann kann's losgehen!“

Der große Tag kam. Alles war in schönster Ordnung. An der Wand prangte das Bildnis von Karl Marx — der Rahmen mit einem roten Bändchen geschmückt. Der Samowar brodelte. Wir sitzen alle erwartungsvoll. Da erscheint er. Ganz fröhlich und leutselig. Ganz anders als im Dienste . . .

„Na“, fragt er, „wen feiern wir denn?“  
In diesem Augenblick erhob ich mich und ließ meine Rede vom Stapel:

„Werte Genossen, sozusagen, wir haben gegenwärtig, gewissermaßen, den Jahrdauertelangen Kampf mit den Überbleibseln der Vergangenheit hinter uns gebracht, und deshalb ist nun die Zeit für Feierstimmung im allgemeinen, Kindtaufen aber im besonderen gekommen. Wir feiern heute einen neuen Bürger . . . So sprach ich eine ganze halbe Stunde. Ich gehe — und rede, er steht und hört zu. Meine alte Indessen richtet den Tisch her. Stellt den Samowar auf. Ich mache Schluß. Er aber sagt: „Ich danke Ihnen für Ihre treffliche Gutmütigkeit.“ Und geht schnurstracks zu Tisch.

Meine Frau wird ganz aufgeregt und bietet an: „Nehmen Sie Schinken, Würstchen . . .“

Er stochert mit der Gabel und blickt irgendwie verstohlen zur Seite. Die anderen stochern ebenfalls mit ihren Gabeln herum und essen nichts. Alle schweigen aus Angst, sich nicht als Männer von Kultur zu erweisen. Da rettete er abermals die Situation.

„Es ist nicht leicht“, sagte er, „sich heute Kinder zu leisten. Gebären ist schwer und es aufzuziehen noch schwerer.“

Meine Gattin faßte das als Stichwort auf und begann ihre wohlinsidierte Rede: „Nur zu“, führte sie aus, „ist es, daß das Gebären uns Frauen als Erbtel des alten Regimes noch immer obliegt, das Gebären von Bürgern und nützlichen Arbeitern der Republik. Aber schließlich wird das Proletariat auch diese Mängel und Schwierigkeiten beseitigen und unsere Technik die Vorkriegsleistung erreichen.“

Ich zupfte sie sachte am Kleide und flüsterte ihr zu: „Du verwechselst meine und deine Rede. Über die Industrie wollte doch ich sprechen.“

Sie aber ist nicht aufzuhalten und fährt fort, unsere Reden zu verwechseln: „Wir sind keine Sozialvererber . . . Wir bleiben nicht auf dem halben Wege stehen.“

Schweigend ließ ich den Dingen ihren Lauf. Aus unsrer Ehrenpagt schwing und hörte zu. Nur manchmal streifte er meine Frau mit einem ängstlich-fragenden Blick, wie um sich zu vergewissern, ob er keine Irrsinnige vor sich habe. Doch er ließ nichts merken. Ein äußerst wohlzogener Mensch! Na, endlich war sie fertig. Er antwortete kurz: „Das ist sehr lobenswert. Die Kinder sind die Blüten der Zukunft!“

Da erhub sich ein Kollege und hielt seinerseits eine Rede über die Kinder. Er sprach feierlich; da war nichts auszusetzen. Der Chef saß da, ohne mit der Wimper zu zucken. Endlich griff er zum Teegläse.

Aber der Tee war bereits ausgekühlt. Auch der Samowar war schon kalt. Da ist nichts zu machen. Wir standen vom Tische auf und gingen alle ins Nebenzimmer. Er sitzt und wir sitzen. Er schweigt und wir schweigen alle. Reden sind erhaltend. Es gibt kein Thema mehr. Außer dem Klatsch. Nein, das war ausgeschlossen. Wir saßen und saßen. Er gähnte. Aus Höflichkeit gähnte ich auch. Und alle Kollegen gähnten.

So weit ging alles gut. Da packte einen der spirituelle Geist, und er sagte: „Na, wie wär's mit einem kleinen Jeu?“

Da legte ich los: „Das wär' noch schöner. Kartenspielen. Die Unsitten der Bourgeoisie.“

Lange elierte ich gegen das Hasard. Ich sprach über Kultur, über Daseinsfragen. Der Ehrenpagt schloß vor Vergnügen die Augen. So sehr gefiel's ihm, daß er nicht länger sitzen konnte . . .

„Jetzt muß ich leider aufbrechen“, sagte er, „ich muß noch einen langen Bericht verfassen. Also adieu. Besten Dank für die angenehme Gesellschaft!“

Wir geleiteten ihn hinaus, wie es sich gebührt.  
Kam war er draußen, fielen wir über den Schnaps her, um schon zücker mit Karten. Sofort war die schöne Unterhaltung im Gange. Alle sprachen durcheinander. Auf einmal: was ist das? Es klopf. Wir öffnen. Da steht unser Chef in höchst-eigener Person.

„Da bin ich schon wieder!“ sagte er. „Ich habe bloß meine Glöschchen vergessen.“ Das war eine schöne Bescherung. Überall stehen Schnapsflaschen herum, wird Karten gespielt . . . Es ist aus . . . morgen werde ich abgebaut. Poch!

Ich zitterte wie Espenlaub und stotterte: „Ein Schnäpschen . . . habe ich . . . haben wir . . .“ sage ich. „Ein Gläschen hinter die Bindo . . . Vielleicht . . . sozusagen ist auch Ihnen . . . wie wär's . . . eins gefällig?“

Das sagte ich alles in meiner Furcht. Ich wußte überhaupt nicht, was ich zusammenquetsche. Sprach's und erstarrte. Und auch die Kollegen erstarrten.

Er aber ging geradeaus zum Tisch, schenkt sich wertlos ein und trank das volle Glas auf einen Zug aus.

„Gesundheit!“ sagte er, „Karten spielt ihr?“ sagte er. „Das hab' ich sehr gern . . .“

So blieb er bis zum Morgen. Dann ging er weg; frohlich, zufriedener. „Was soll man machen?“ sagte er. „Ein fades Provinznest. Theater gibt es keines, man wird nirgends hingehen.“

Drimal wurde seither schon bei uns abgebaut. Ich jedoch sitze fest. Das kommt daher, weil ich es verstehe, mit meinen Vorgesetzten umzugehen.

(Deutsch von S. Borissoff)

## Vom Tage

In einer Hochburg derer — man weiß schon . . . hörte ich, hinter zwei sehr stillen Damen gehend, folgenden Dialog:

„Haben Sie schon unterzeichnet?“  
„Ich? Nein, das besorgt mein Testamentsvollstrecker!“

„Aber ich bitte Sie — das ist doch etwas ganz Persönliches . . .“

„Nun — dann besorgt es mein Hausverwalter.“

„Aber also — einer von ihnen wird es Hugenberg schon besorgt haben.“

Rosenbaum tritt Veilchenstern.

„Guten Tag! Nun, wie geht's?“  
„Ich danke, ich suche einen Raum.“

„Einen Raum? Wozu denn?“  
„Ich suche einen Raum, wo ich die Zahlungen einstellen kann.“

## Übergänge

Die Blätter fallen wie die Bürgermeister  
und müssen wech vons Trottoar;  
gibt es ein Glück für überlegne Geister?  
Auf Dauer scheint es ziemlich rar.

Da bilden sich die knuffigsten Kon-  
zerne —  
dort fällt ein Hünptling in den Dreck —  
wer dirigiert das alles aus der Ferne?  
Wem bleibt da nicht die Spucke weg?

Selbst Hugenberg kann sich beim Volks-  
begehren —  
ob ihm auch Adolf shakehands macht —  
der dunklen Schicksalsfrage nicht er-  
wehren:

Zu wessen Vorteil geht die Schlacht?

Minister reiben sich die frostigen Hände;  
der kleine Mann sieht halb verrückt  
teils bittere Menetekel von die Wände,  
teils hofft er, daß nun mal was glückt.

Vom Vaterland kannst du nur Gutes  
sagen;

ob man auch allseits brüllt und tost —  
es hat der Liebe schon so viel er-  
tragen —

es wird auch diesmal wieder . . . prost!

Peter Scher

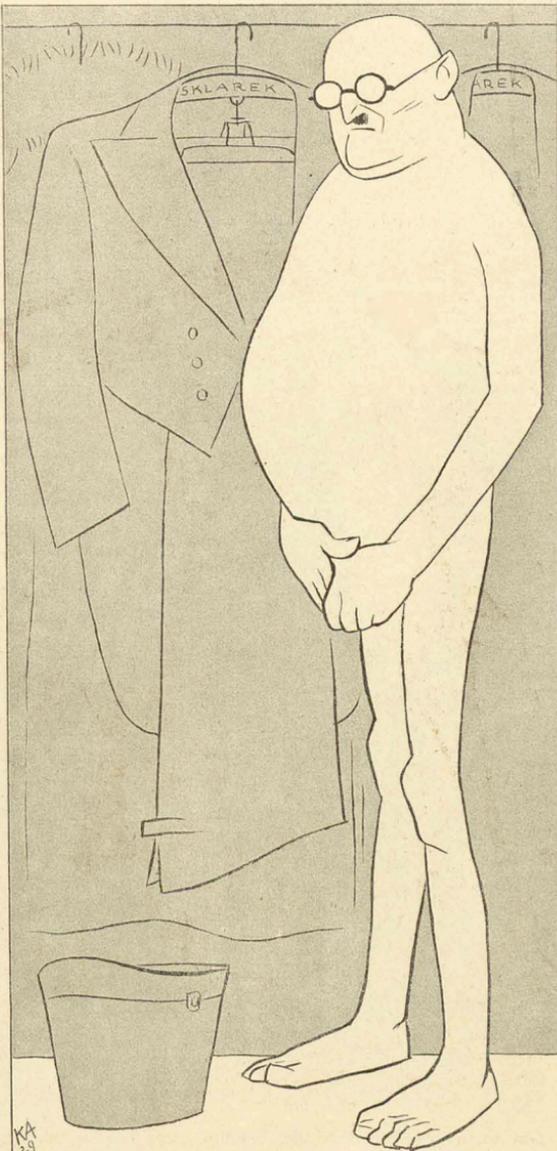
## Lieber Simplicissimus!

Im Osten unserer Stadt, wo die Felder  
und Schutthaufen beginnen, ist auf Ver-  
anlassung des Magistrats eine Siedlung  
entstanden. Die Häuschen waren der Not  
der Zeit entsprechend schon bewohnt, ehe  
noch der letzte Hammerschlag getan  
wurde. Straßen gibt es noch nicht. Der  
Siedlungskomplex liegt inmitten von  
Schlamm, Lehm und Morast, trotzdem die  
Anwohner schon Eingabe über Eingabe  
gemacht haben, doch endlich mit dem  
Straßenbau beginnen zu wollen. Nach Mo-  
naten und nach der fünfundsechzigsten  
Eingabe beginnt der Magistrat Reagsamkeit  
zu zeigen. Eines Tages waten mehrere  
Männer durch die verschlammte Land-  
schaft, schauen in die Gegend, messen  
hier, messen da und stecken drei an  
Pfähle genagelte Täfelchen in den quiet-  
schenden Dreck. Auf der ersten Tafel  
steht: Franz-Wilhelm-Straße, auf der zwei-  
ten Karl-Richard-Straße, auf der dritten  
Tafel steht: Verbotener Weg!

In einer bayrischen Kleinstadt läßt der  
Bund katholischer Frauen im Rahmen  
seiner Unterhaltungsabende auch eine  
Tänzerin auftreten. Daß sie nicht im  
Nonnenhabit tanzen konnte, darüber war  
man sich klar, also wurden ein paar Pfund  
Fleisch zugelassen. Darob saß die auch  
geladene Geistlichkeit mit gesenkten Hüp-  
tern in der ersten Reihe, nur ein alter  
Pfarrer, noch ein Stück urwüchsiges Wald-  
lerntum, riß Mund und Augen auf und ließ  
sich die Sache schmecken. Nach der  
ersten Nummer erhob sich die Geistlich-  
keit und ging, auch der alte Pfarrer. Aber  
er ging nur unten und kehrte oben zurück,  
auf die Galerie, und sah sich die Ge-  
schichte bis zum Schluß an. Als man ihn  
fragte, wie es ihm gefallen habe, meinte  
er: „No, daß bei die Frauenzimmer d'  
Haxen oben aa z'sammgwachsen san, dees  
hab' i scho g'wußt, aber daß ma' dees  
amal z' sehn kriegat, dees hätt i net  
glaubt.“

## Böb in Sachen Sklarek

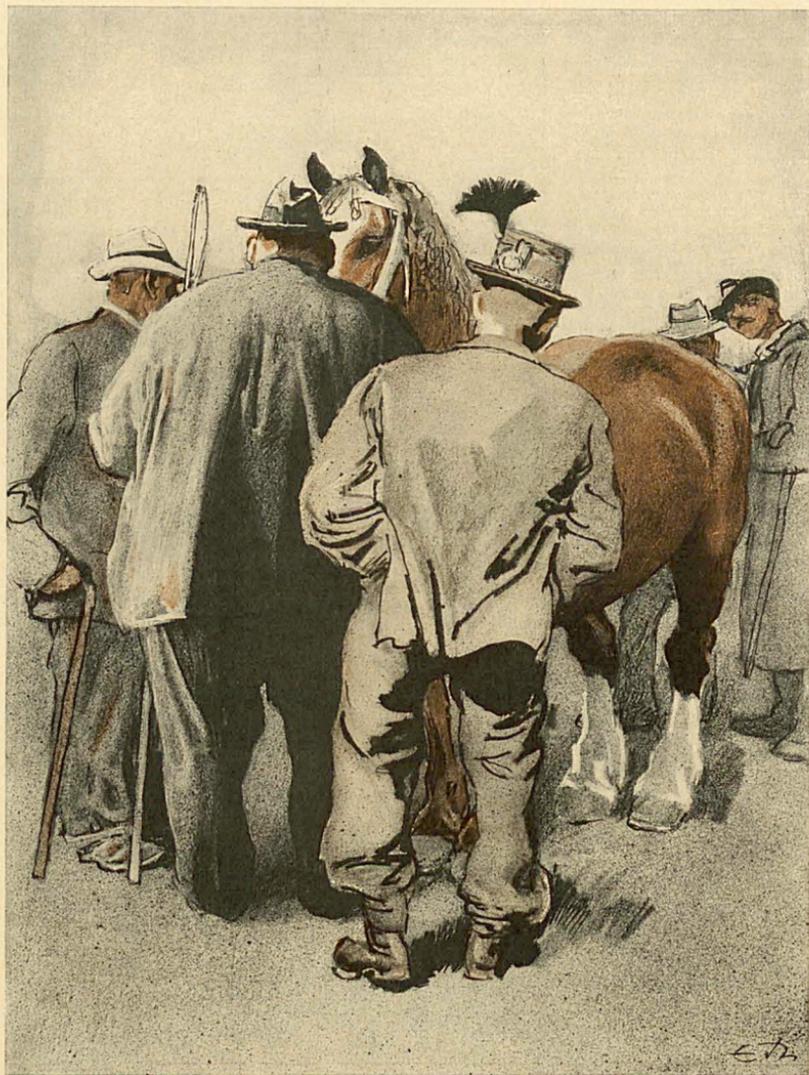
(Karl Arnold)



... und was ist letzten Endes ein Oberbürgermeister ohne Konfektion?!"

# Pferdekräfte

(Zeichnung von E. Thöny)



„An Automobui is in dem Alter erledigt, liaba Herr — aba von an Roß ham S' allwei no an Gullasch un a prima Salami!“

## Schwingungen

„Sprich etwas lauter, Stadtraud!  
Lautsprecher, Hupe, Schraube,  
Seid nicht so leise, nicht so flau!“  
Sagte der Taube.

Er ging durch Donner und Explosion,  
Ohne daß ihn das störte.

In einem hessischen Städtchen  
Saß er einmal, Daß er hörte  
Er plötzlich einen Ton,  
Ein Tönen, das war einem Mädchen  
in Paris auf der Straße entflohn.

Und wie er das Mädchen sich dachte,  
Verschwiegen arm und schamegeplagt,  
Hat er ein leises Wort gesagt,  
Ohne daß er lachte.

Kein Nachbar hörte dieses Wort,  
Doch irgendwer im fernen Ort  
Eines meergetrenten Landes  
Hörte es. Und verstand es.

Joachim Ringelnatz

## Der Almesch / Von Heinrich Ziillich

Der Primaner Hans in einem kleinen Städtchen  
Siebenbürgens ist allein zu Hause — drei Wochen  
lang. Vater und Mutter sind im Bad. So ganz  
allein ist Hans nun nicht. Ein ungarisches Dienst-  
mädchen sorgt für seine Bequemlichkeit. Es trägt  
ein rotes Mieder, es ist sehr jung, es ist hübsch.  
Nach einigen Monaten kommt Hans zu mir, würgt  
etwas, fährt mit den Händen in der Luft herum. Er  
hat furchtbare Angst. Der alte Hans, sein Vater, ist  
vom sauren Jahrgang 1875.

Am Abend besuche ich den Alten: „Wie wär's, Hans-  
Onkel, wenn wir ein wenig ins Wirtshaus gängen?“  
Er nimmt die Pfeife aus dem Mund: „Ich war im  
Sommer im Bad. Muß sparen!“

„Ich zahle!“  
Als wir die erste Flasche hinter der Binde haben,  
binzelt er: „Na?“  
Ich bestelle die zweite Flasche. Der Wein be-  
gint leise in seinem Kopf zu summen. Er lacht und  
spricht zwischendurch vom Konsistorium. Da presche  
ich los: „Du, eure Marisch kriegt ein Kind.“  
Er lächelt bloß: „Dann fliegt sie zum Ersten.“  
„Aber dein Hans —“

Die Teller springen auf dem Tisch. Der Alte

schlägt dreimal hintereinander auf die Platte. Weg  
ist das schöne Summen im Kopf.  
„Onkel, hast du nicht in deiner Jugend? — Da, trink  
ein Gläschen!“

Der Wein ist ein guter Mittler. „Mach' keinen  
Krach“, sage ich, „Der Hans geht dir sonst ins  
Wasser, und überhaupt — bei solchen Sachen ist  
man nobel.“

„Nobel!“ schreit er.  
„Trink noch einmal.“

Der Wein ist ein guter Mittler. „15.000 Lei!“  
sage ich.

„4000“, sagt er.  
Auf 8000 Lei einigen wir uns. Die soll ich dem  
Vater des Mädchens als Abfertigung antragen.

Dann lege ich los mit tollen Geschichten, kitzle  
den Alten, bringe ihm bei, daß sein Junge doch  
schlieflich, na und so weiter. Er verspricht, ihm  
keine Ohrfeigen zu geben. Er verspricht, ihn so  
weit als möglich zu schonen. Zuletzt singen wir  
„Ich würde dir den Jungfernkranz!“

Am Morgen nehme ich mir das Mädel vor. „Herri!“  
sagt sie, „der junge Herr hat so lange gebettelt,  
der Arme, bis ich nicht anders konnte!“

„Bravo!“ antworte ich, „wo wohnt dein Vater?“  
Der wohnt im Wald, ist Köhler. „Da fahren Sie erst  
mit der Bahn, dann gehen Sie über drei Berge,  
und dann ist es dort.“

Gut, ich fahre, gehe über drei Berge und finde den  
Köhler beim Holzspalten.

„Schönes Wetter!“ sage ich.  
„Ja.“ Er hakt.

„Welt bis her.“  
„Ja.“

„Wissen Sie das Neueste?“  
Er hakt.

„Es ist eine Sache, die Sie interessieren wird.“  
Er hakt.

„Die Marisch wird nächstens nach Hause kommen —  
mit einem Kind.“

Da staust die Axt in den nächsten Baumstamm. Er  
steht und rüttelt mit den Fäusten in der Luft.

Aus seinem schwarzen Mund strömen Flüche. Ich  
warte eine Zeitlang.

„Ich bring' auch Geld.“  
Der Köhler reißt die Axt aus dem Baum, legt sie  
hübsch auf den Boden, streicht mit der Linken die  
Spänchen vom Spaltblock: „Bitte, nehmen Sie  
Platz!“

Ich setze mich und sage: „4000.“  
„15.000.“

Schließlich reichen wir uns die Hände und sagen

beide 8000. Am nächsten Dienstag soll er zur  
Unterschrift in die Stadt kommen. Ich spaziere ab  
über die drei Berge zur Bahn.

Mutter Frieda fuhr Dienstagmorgen zum Besuche  
einer Pfarrfrau in ein Dorf. Der Primaner Hans war  
den ganzen Tag unsichtbar. Der Onkel und ich  
saßen und warteten. In einem Pflöckchen lagen die  
8000 vor ihm. Ich versuchte Witze zu machen. Er  
antwortete nicht. Nach einer Stunde hörten wir  
einen Karren vor dem Hause halten. Wir blickten  
durch das Fenster. Ein Köhlerwagen.

Im Flur stand der Mann. Seine Augen rollten weiß  
im schwarzen Gesicht. Ich sagte: „Na — da sind  
Sie ja!“ und wollte ihn in die Küche führen.  
„Nein“, antwortete er, „wo ist die Marisch?“  
Mit verweinten Augen stand sie vor ihm. Er blickte  
sie nicht an, er holte aus und pfiff ihr eins über  
die Backen, daß sich seine Finger schwarz darauf  
abzeichneten. Dann schritt er geradeswegs in  
den Salon. Das gefiel mir.

Die Peitsche in der Hand, saß er auf dem roten  
niederem Plüschstuhl, las das Dokument durch,  
unterschied sich langsam, zählte die 8000 dreimal  
und stockte sie ein.

Ich sagte: „So — wir sind fertig!“  
„O nein“, knurrte er, „Almesch!“

Almesch, das ist der Kauftrunk.  
Ich sperrte den Mund auf. Hans-Onkel aber erhob  
sich, ging ins Nebenzimmer und kehrte mit einer  
Flasche Weichsel zurück.

Wir tranken. Hans-Onkel sagte aus alter Gewohn-  
heit heraus: „Wie stehen die Geschäfte?“

„Wie sie stehen!“ antwortete der Köhler.  
„Was setzen Sie täglich ab?“

Ich fand allmählich den Witz bei der Sache und  
füllte fleißig die Gläser. Auf einmal fragte der  
Köhler: „Wo ist mein Schwiegerohn?“

„Wer?“  
„Na, der sogenannte —“

„In der Schule“, kicherte ich.  
„Ach, ein Studierter — ja, ja, die Marisch —“

Dann erhob er sich, rief seine Tochter heran und  
klopfte sie auf die Backe. „Du hast da ein hübs-  
ches Geld verdient“, wieder zeichnete sich ein  
schwarzes Fleckchen auf die Wange ab.

„Und nun kommst du morgen nach Hause und gehst  
um jungen János in den Dienst. Ein hübsches  
Mädel bist du, ein hübsches!“

Er wandte sich  
schwerfällig zu uns: „Der János ist der reichste  
Bauer im Dorf. Ein Jungesell und scharf auf die  
Weiber. Da kann noch ein Stück Geld dazu-  
kommen.“ Er nahm seine Peitsche und ging.

Die 3

Matheus Müller  
Kupferberg  
Flenkell

In lebhaftem gegenseitigen Wettbewer-  
ringen „Die 3“ um höchste Vollendung  
ihrer Marken zum Vorteil des  
anspruchsvollen Sekttrinkers

GERWALD  
WILHARD



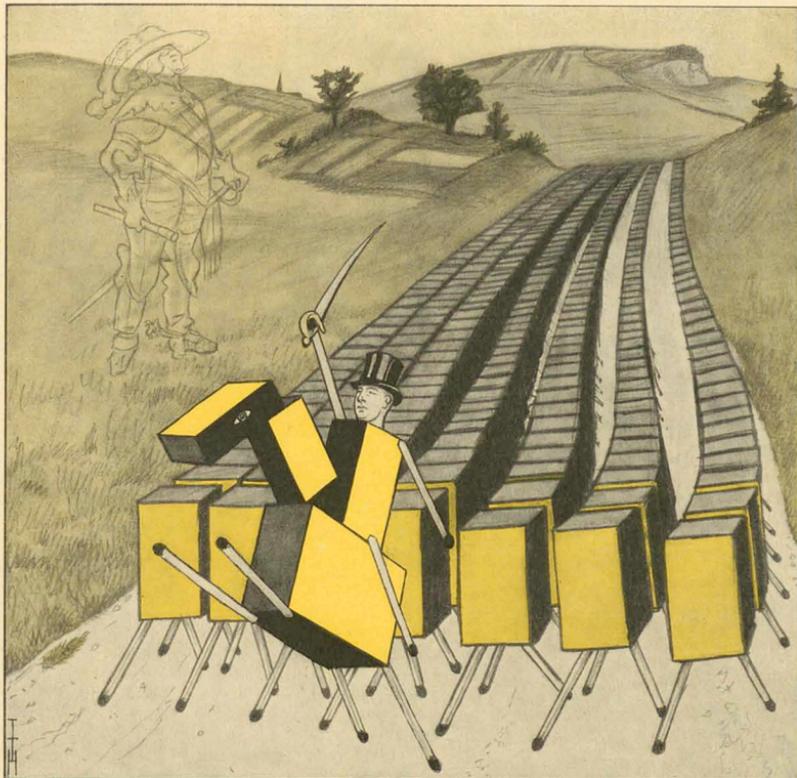






# Feuer breitet sich nicht aus hast du kein Defizit im Haus —

(Th. Th. Heine)



Nach Gustav Adolph bringt uns Ivar Kreuger die zweite schwedische Invasion.

## Selige Fahrt

Morgen wird endlich mein glühender Wunsch in Erfüllung gehen. Ich werde mit dem großen Luftschiff fahren. Mein Traum, meine Sehnsucht. Der uralte Traum, die uralte Sehnsucht der Menschheit. Erfüllung winkt mir. Ich werde mir Taschentücher und Papier einstecken, damit ich die Tränen der Ergriffenheit trocken und meine erhabenen Eindrücke festhalten kann. In der Nacht finde ich keinen Schlaf. Am Morgen strahlt die Sonne. Ich besteige die Fahrgondel, meine Beine schlattern vor Erregung. Ich stürze an ein Fenster. Die Erde läuft weg. Eine massive Dame mit bödem Gesichtsausdruck sagt: „Von unten müssen wir jetzt direkt majestätisch wirken, nich, Albert?“ Albert, der träumerisch und unbeweglich in die sonnendurchflutete Welt schaut, hebt den Blick und

sagt: „Natürlich, wenn du im Fenster liegst — übrigens, wann gibts hier Frühstück?“ Ich setze mich traurig und angeekelt in einen Sessel. Drei Passagiere kleben an einem runden Tischchen. Einer sagt: „Meyer! Sie wolln Skat spielen können? Flaschen spülen können Sie vielleicht —“ Ich gehe fort. Die Fenster sind besetzt. Jemand berichtet: „Also sag ich zu Egon, Mensch, sag ich, wie soll ich bloß det Weib los wern? Sagt Egon zu mir —“ schenk ihr 'n Auto und lasse laufen —“ Die massive Dame wendet sich vertrauensvoll an mich und erzählt: „Ich fühl' mich direkt wie eine Lerche. Aber mein Mann hat gar kein Verständnis für sowas!“ Albert sitzt in einer Schreibkabine und diktiert in die Maschine: „Auf Ihr Geheiß vom 26. ds. bestellen wir uns zu erwidern, daß die gelieferten zehntausend Stück Kartoffelschälmaschinen

eine wahre Affenschande sind — —“ Die massive Dame eilt herbei und schreit: „Albert — das Meer! Entzückend!“ „Is jut“, sagt Albert, „eine wahre Affenschande sind — —“ Beim Diner stellt Albert sich vor: „Birnbäum — meine Frau — Kartoffelschälmaschinen en gros!“ Es fängt an zu regnen. Das Schiff wackelt. Der Aal, den ich gegessen, krümmt sich in meinem Leib. Die Schiffskapelle spielt: „Mir ist so kalliklora, ich seh mich nach der Dora — —“ Die Birnbäum fragt zu mir: „Wolln wir mal? Es ist doch direkt romantisch. Tango tausend Meter über dem schauerlich brausenden Meeresspiegel, nöch?“ Der Aal in meinem Inneren wurmt mich schrecklich. Ich sage: „Zerplatz!“ — stürze hinaus und frage den Kapitän, der mit einem Opernglas durch die Regennassen sticht: „Trostlos! Herr Kapitän — gibt es hier keine Notbremse?“

H.



„Awa bitte, die Sklareks haben 14 Millionen vadiert — da ist doch 'n Pelz von 4000 Em 'n lächerliches Äquivalent.“

### I d y l l e

Welch sanftes Stüd den Raum durchschwings!  
 Im Zahnpuhbecher blüht der Flieder,  
 Am Fenster auf dem Plättbrett singt  
 Das heiße Eisen Schlammertlieder.

Du stehst auf einem Stuhl vorm Schrant  
 Und maßt des Honigtöpfchens Eden  
 Sorgfältig mit dem Finger blank,  
 Um ihn mit Andacht abzuschlecken.

O Seligkeit, dem zuzuschauen!  
 Am Fenster unterm Bügeleisen  
 Wird deine Bluse langsam braun,  
 Und Opferrauch will dich umkreisen.

Dans Alfred Riba

## Mord

Ich habe ein Hühnerauge. Es ist mein Stolz.  
Dieser dicke Herr hat mich darauf getreten.  
Ich beschleife, ihn zu ermorden.  
Ich werde ihn verhungern lassen! Doch nein, das dauert bei seinem Leibesumfang zu lange.  
Ich werde ihn erschießen! Doch nein, das geht zu schnell. Er soll wissen, daß er stirbt.  
Ich hab's.  
Langsam, vorsichtig schleiche ich mich an ihn heran, werfe mich zu Boden und schneide ihm mit einem kleinen Messer beide Fußsehn durch.  
Er plumpst zu Boden. Mit viehischem Gebrüll.

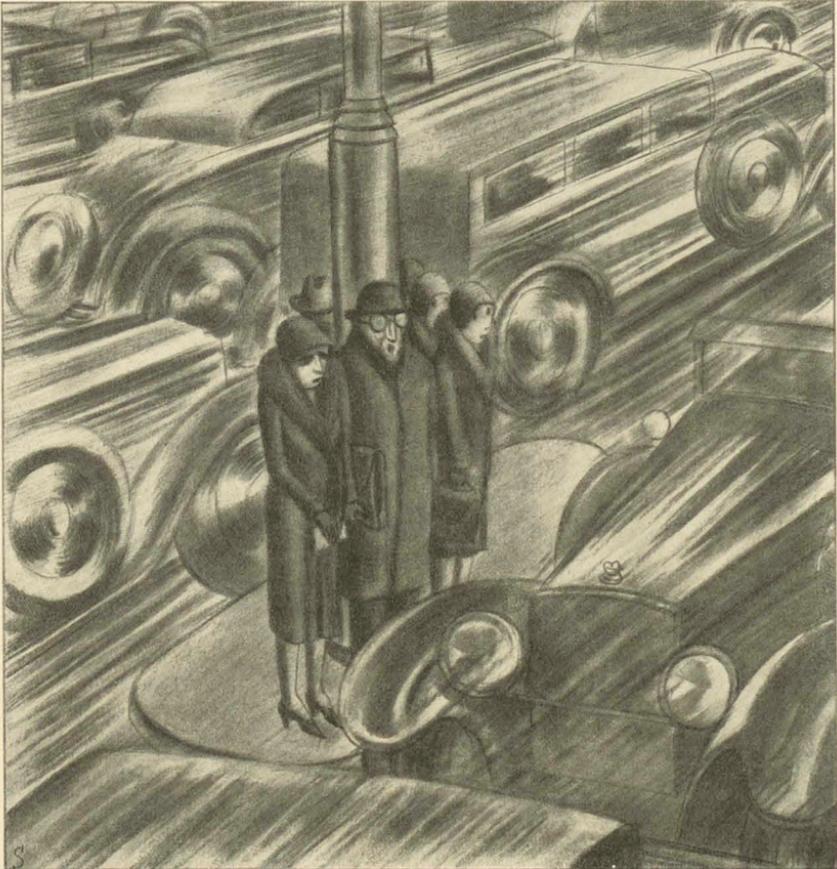
Er versucht sich aufzurichten. Es geht nicht.  
Man kommt.  
Masse steht um ihn.  
Ich sage: „Gehen Sie weiter. Ich bin eben, dabei, diesen Herrn zu töten. Er hat mich auf mein Hühnerauge getreten.“  
Man kopfnickt beifällig und entschwindet.  
Ich schlepe den dicken Herrn auf den Eisenbahndamm.  
Dieser Mensch ist fürchterlich schwer. Außerdem schreit er fortwährend.  
Denkt er vielleicht, es ist für mich ein Vergnügen, ihn zu töten?  
Hätte ich nur gar nicht mit der blöden Sache angefangen.  
Uff! Er liegt über den Schienen.  
Ein D-Zug braust heran...bremst...hält!  
Der Führer steigt ab und sagt: „Hier liegt ein Mann!“

Ich sage: „Ja!“  
„Nehmen Sie ihn weg!“  
Ich sage: „Nein, denn ich habe ihn erst hergelegt!“  
„Wozu?“  
Ich sage: „Er hat mich auf mein Hühnerauge getreten; ich will ihn überfahren lassen.“  
Der Führer kopfnickt beifällig, besteigt die Lokomotive, hebt an: ... Krach! ... Knack! ... Knirsch! ... Erledigt!  
Wohlgemerkt! Der Mann läuft noch immer dort vor mir. Ich habe ihn ermordet. Trotzdem läuft er noch. Ich habe ihn in Gedanken ermordet.  
Ich ... bin ... ein ... Mörder!  
Oh!  
Ah!  
Befreiung!!!

Al Snyder

## Der natürliche Tod in Berlin

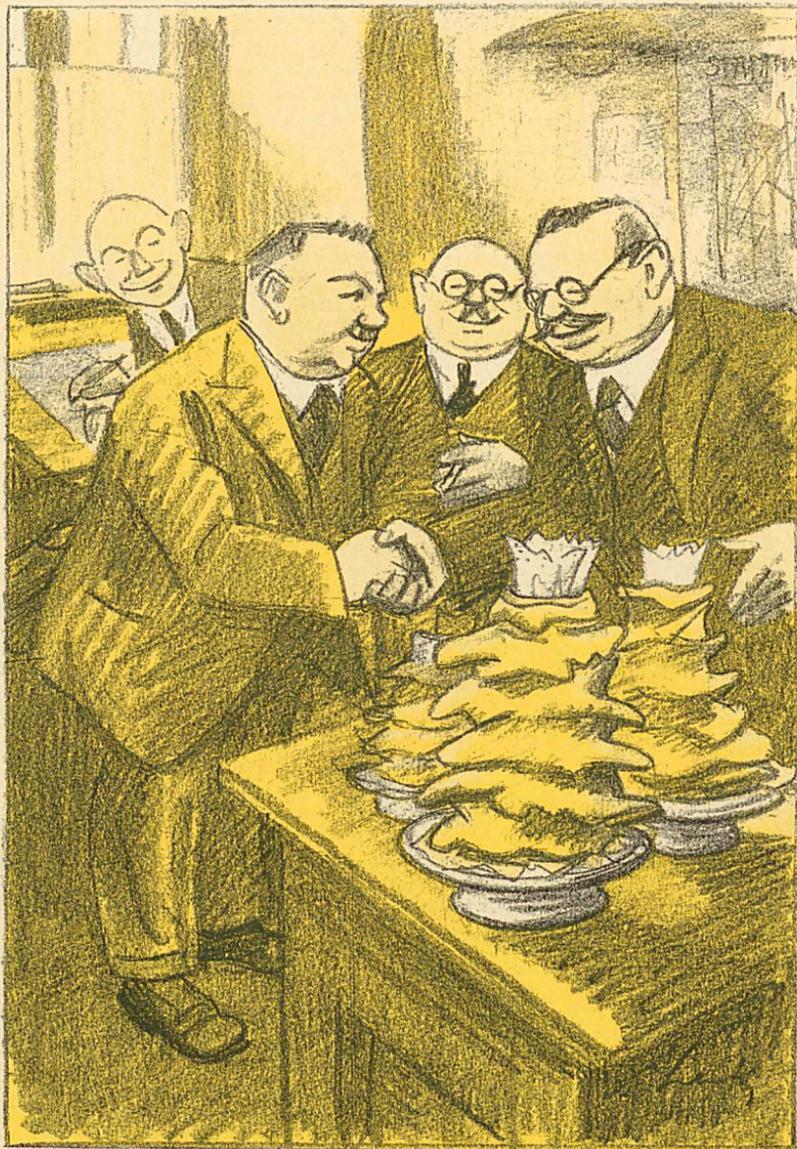
(Zeichnung von E. Schilling)



„Nee, nee, nischt von Kranksein — er starb Ecke Kurfürstendamm und Uhlendstraße 'unter einem Mercedes.“

## Berliner Magistratsbeamte

(Zeichnung von Wilhelm Schütz)



„Also jemacht — Sie kriegen wöchentlich Ihre Baumkuchen, un' ick iebanehme det Schrippenmonopol.“